

Der kleine Bund

Eine friedliche, stille Revolution wird kommen

Dürrenmatt-Gastprofessorin Marlene Streeruwitz Die Feministin und Autorin Marlene Streeruwitz will «ebenbürtige Männer» und setzt ihre Hoffnungen auf Menschen, die als Babys nicht schreien gelassen wurden.

Alexander Sury

Marlene Streeruwitz wohnt momentan im Berner Murifeld-Quartier in einer Dachwohnung, in der sonst ein Industrie-Kletterer zu Hause ist. Sie zeigt ein Foto auf ihrem Handy: Von der Empore, wo sich auch das Bett befindet, hängt ein Seil hinab: «Dort schwingt er sich wohl jeweils hinauf.» Das tut Marlene Streeruwitz nicht, sie nimmt jeweils die schmale Treppe. Aber sie ist auch gerne in Bewegung, als Läuferin erkundet sie Joggingrouten in der Bundesstadt.

Die 74-jährige Österreicherin ist eine der wichtigsten feministischen, politischen Stimmen der deutschsprachigen Literatur. Nach einigen Theaterstücken erschien 1996 mit «Verführungen» der erste Roman. Ihre Romane «Die Schmerzmakerin» (2014) und «Flammenwand» (2019) wurden für den Deutschen Buchpreis nominiert.

Nach dem Covid-19-Roman «So ist die Welt geworden» erschienen kürzlich das «Handbuch gegen den Krieg» und das «Handbuch für die Liebe». Während Ersteres versucht, die Geschichte des Krieges neu zu erzählen, ist Letzteres der Entwurf einer schöneren Welt.

Bis Weihnachten hat Streeruwitz, die in Wien und New York lebt, ihre Zelte als Friedrich-Dürrenmatt-Gastprofessorin für Weltliteratur in Bern aufgeschlagen, wo sie eine wöchentliche Lehrveranstaltung hat.



Die österreichische Schriftstellerin und Dürrenmatt-Gastprofessorin an der Universität Bern lebt momentan in Bern in der Wohnung eines Industrie-Kletterers. Foto: Nicole Philipp

Frau Streeruwitz, in Ihrem Seminar in Bern werden Sie grundsätzlich und fragen: Was ist Literatur? Und wie steht es mit der Bedeutung des Literarischen für die Wirklichkeit? Wie lautet die Antwort?

Literatur und Wirklichkeit sind die Schlüssel füreinander. Ich besuche mit den Studierenden unter anderem Berner Kulturinstitutionen. Nächste Woche gehen wir in die Kunsthalle und besuchen die Ausstellung von George Steinmann zum Thema Klimakatastrophe, andere Stationen sind das Schweizer Literaturarchiv oder das Robert-Walser-Zentrum. Es geht schlicht darum, Material zu sammeln.

Was macht die Literatur einzigartig?

Literatur ist das einzige Medium, das die Komplexität beschreiben kann, in der wir leben. Unsere Lebenswirklichkeit kann nur Literatur annähernd erfassen, sie ist die einzige Lebenswissenschaft.

Mit den Studierenden besuchen Sie laut Ankündigung auch Orte wie das Parlament oder ein Gericht. Was erhoffen Sie sich davon?

Ins Parlament kommen wir leider nicht hinein, ins Gericht schon. Es geht darum, zu sehen, wo die Geschichten passieren. Wir müssen sie auch so beobachten lernen, dass sie Stoff werden zum Schreiben. Es ist letztlich eine Charakterfrage, ob man die

«Ich glaube tatsächlich, dass die Welt insgesamt sanfter geworden ist.»

Stoffe erkennt, eine Frage des Sehens, des Aufpassens und Wachsamseins. Es gilt, sich einen anthropologischen Blick anzutrainieren, der einen die profunden, lebensverändernden Geschichten sehen lässt, die Geschichten, wo ein Schicksal sich offenbart.

Sie wuchsen als einzige Tochter mit vier Brüdern in einem katholisch-konservativen Haushalt in einer Kleinstadt bei Wien auf. Sie haben einmal gesagt, die Literatur habe sie vor dem Schicksal einer verheirateten Hausfrau gerettet. Warum?

Ich war dazu ausersehen, einmal zu heiraten und eine Familie zu haben. Meine Rettung waren die Möglichkeiten der Literatur, was Freiheit, eine Tragödie oder Liebe sein könnte. Eigentlich habe ich mich an der Weltliteratur sozialisiert. Ich durfte schon im Alter von zehn Jahren in der Erwachsenenbibliothek lesen, vor allem bürgerliche Romane des 19. Jahrhunderts. Tolstois «Anna Karenina» las ich bereits als Elf-

jährige. Diese Leseerfahrungen haben mich aus dieser katholischen Enge herausgeführt.

Ihr Vater war ÖVP-Politiker und Bürgermeister des Ortes. War er ein Patriarch?

Ausserhalb des Hauses in seiner beruflichen Sphäre war er eine durchaus offene, christlich-gewerkschaftliche Persönlichkeit, zu Hause im Kreis der Familie aber der totale Hausvater, dem sich alle unterzuordnen hatten. Das Aufwachsen in den 1950er- und 60er-Jahren hat mich dann fast zwangsläufig zur Feministin gemacht angesichts eines familienrechts, das den Mann noch als Oberhaupt der Familie sah.

Die Kategorien «männlich» und «weiblich» benutzen Sie heute nicht mehr, um Machtverhältnisse zu beschreiben. Sie sprechen lieber von einem Kosmos der Pflege und einem Kosmos des Öffentlichen. Wieso?

Es sind nicht mehr die gleichen patriarchalen Machtverhältnisse, es ist komplizierter geworden, entsprechend komplexer ist auch die Analyse. Da bin ich auch geprägt durch meine Schwieger-söhne, die sehr engagiert sind in der Erziehung und in der Fürsorge. Wenn Sie ein kleines Kind haben und drei Tage in der Woche zu Hause bleiben, dann sind Sie auch als Mann in diesem System drin, das abwertet und einem

wenig Wertschätzung entgegenbringt. Frauen, die im Beruf sind, nehmen umgekehrt zwar nicht direkt die Identität eines Mannes an, aber die Rolle in der Öffentlichkeit hinterlässt auch Spuren. Die daraus entstehenden Probleme haben nichts mehr mit dem Geschlecht, sondern mit der Zuordnung in die verschieden stark wertgeschätzten Bereiche zu tun.

Die Frage, wie sich Machtverhältnisse zwischen Mann und Frau auf Familie, Liebe und politische Beziehungen auswirken, war immer ein zentraler Antrieb für Ihr Schreiben. Sind die Männer heute beides, Unterdrücker und Unterdrückte?

Mein Feminismus will ebenbürtige Männer, die einsehen, dass sie «Mitunterdrückte» sind in diesem System, in dem sie Dominanz im Beruf oder eben im Kosmos des Öffentlichen anstreben und damit letztlich doch nur ihr Elend befördern. Wir müssen den Männern klarmachen, dass ihre Interessenlage das schöne Leben ist, das gute Leben. Überhaupt wollen meine Romanfiguren doch nichts anderes, als dass es schön gewesen sein soll, gelebt zu haben.

Und glauben Sie, dass die Männer ihre wirkliche Interessenlage erkennen?

Es gibt immer noch dieses Privileg, das auch der allerletzte Mann sich gegenüber Frauen rausneh-

men kann, etwa, diesen Besitzerblick auszufahren. Donald Trump führt das ständig vor. Ich nenne es die Andrew-Tate-Umgebung, ausgehend vom britischen Geschäftsmann und Influencer Andrew Tate, der Misogynie feiert und Frauen als Besitz des Mannes begreift. Trump und Tate verkörpern dieses Backlash schamlos, bei ihnen bekommt man es auf den Tisch geknallt und muss es nicht mehr gross analysieren.

Sie haben auch andere Einteilungen jenseits der Geschlechterkategorien vorgeschlagen: Menschen, die als Babys schreien gelassen wurden, und solche, die hochgenommen wurden. Setzen Sie die Hoffnungen auf die hochgenommenen Babys?

Ja, das mag etwas vereinfacht klingen, aber ich denke, das ist von grosser Bedeutung. Ich bekam meine beiden Töchter in den 1970er-Jahren, damals galten beim Gebären noch Nazi-Vorschriften aus der Kriegszeit, unter anderem auch das Schreien lassen. Die Geburt selbst war ein militarisiert Vorgang der äussersten Scheusslichkeit. Pädagogisch hat sich unterdessen viel geändert, dieser Wandel war auch Teil des Widerspruchs damals gegen die Eltern und die Art, wie Kinder erzogen wurden. Heute füttern Eltern ihre Kinder überall im Bemühen, das Unbe-

hagen der Kinder so weit wie möglich einzuschränken.

Die Menschen, die als Babys aufgenommen wurden, werden bald in der Mehrzahl sein. Wendet sich damit alles zum Besseren?

Es gibt die Möglichkeit einer friedlichen, stillen Revolution. Ich glaube, dass grosse Veränderungen in der Welt passieren werden, weil diese Menschen eine Grundkraft, ein starkes Vertrauen in sich haben. Sie sind weniger ängstlich. Und was ganz wichtig ist: Eltern sollten Zeit haben für ihre Kinder im Babyalter. Deshalb bin ich auch für die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens, sodass Pflege, Fürsorge und Kindererziehung auch wirklich gelebt werden können.

Momentan hat man allerdings nicht das Gefühl, dass die Welt friedlicher wird, oder?

Ich glaube tatsächlich, dass die Welt insgesamt sanfter geworden ist. Deshalb habe ich den Eindruck, dass hinter den momentan stattfindenden Kriegen auch das Begehren des Patriarchalen nach einer Art Selbsterfrischung ins gewalttätig Dominante steht. Der Verlust von Abenteuer wird befürchtet. Genau genommen ist es wahrscheinlich eine Potenzfrage, aber das soll die Psychologie beantworten.